

---

**ELLY HERKENHOFF (1906-2004)**

(Valburga Huber)

2008

---

## **Anno Dazumal**

**Elly Herkenhoff**

Sein Lebtag ist der Kaffeejakob noch nicht so wie jetzt durchs Haus getobt. Niemals, noch nicht einmal in seiner Jugend daheim im Zugerland, hätte er sich dazu hinreissen lassen, so wutenbrannt, so augenrollend, mit beiden derben Fäusten zugleich auf dem Tisch zu krachen.

Es hört sich bedrohlich an, wie die Steinguttassen auf der blitzsauber gescheuerten Pinienholzplatte bei dem Aufprall erklirren, und einen Augenblick sieht es wahrhaftig so aus, als kämen sie jetzt alle vier, koboldhaft kichernd, über den Tischrand hinweg auf die rohgezimmerten Dielen herunterpardautz.

Rasch, in unwillkürlicher Bewegung, reisst Frau Marie Luise die riesige, blaukarierte Küchenschürze an den unteren Zipfeln empor und breitet sie schützend über das kostbare, derart gefährdete Gut.

“Schiess dich der Schnyder!” kreischt sie, auch ihrerseits funkelnd, den Kaffeejakob bei dieser Verwünschung an. Die Tassen sind ihr nun einmal besonders ans Herz gewachsen, diese schlichten, schon reichlich mitgenommenen Tassen mit dem winzigen Vergissmeinnichtmuster – sie tragen so viele und so schmerzlich-liebe Erinnerungen an drüben, an die Schweiz, an Menschen und Dinge, an soviel Unvergessenes und Unvergessliches, das einst Heimat war...

Solcherlei Regungen allerdings gibt es für den Kaffeejakob in dieser Stunde nicht. Hier geht es jetzt nicht um Vergangenes und Verklungenes – hier geht es um ernste, äusserst ernste und schwerwiegende Dinge der Gegenwart, es geht um Anstand, Zucht und Sitte, um die Unbescholtenheit einer Neunzehnjährigen und um Namen, Ruf und Familienehre...

“Der Schuft wird mich [sic] Rede stehn!”, donnert der Kaffeejakob nun zum dritten Male Frau und Tochter an, nur dass es diesmal nicht, wie bisher, in Schweizerdeutsch, sondern im ortsüblichen “Einheitsdeutsch” geschieht – vielleicht im Hinblick auf die nicht Schweizerdeutsch verstehende Nachbarschaft, die schliesslich auch auf ihre Kosten kommen will, bei diesem lauthals geführten Familienkrach...

“Der Schuft wird mich Rede stehen, so wahr, dass wir heut den 29. Oktober des Jahres 1865 schreiben! Das heiss ich eine ungeheure Perfidie! Bringt dieser Elende, wo nicht weiss, was Anstand ist, eine in Rechtschaffenheit und Frömmigkeit auferzogenen Jungfer – unsere Cornelia – in üble Nachrede, um sich hinterdrein feige auf und davon zu machen, und gar noch als Held, als Freiwilliger im Krieg gegen Paraguay! Ein Schurke schlimmster Art im brasilianischen Waffenrock! Parbleu...! Der hochweise Delegade Haltenhoff sollte den Unglückseligen an die höchste Pinie der Kolonie hängen

lassen! Glaubt dieser hergelaufene Bursche, wo sich als feiner Herr aufspielt, wir sind hier in Joinville Idioten?

Unablässig fuchelt er mit bebenden, noch immer starr geballten Fäusten vor seiner eigenen, zorngeröteten Nase herum, und wer ihn so sieht, die hünenhafte Gestalt gerade aufgerichtet, der weiss, dass in diesem Augenblick wahrhaftig nicht mit ihm zu spassen ist.

Auch Frau Marie Luise weiss es – schliesslich ist sie, als sein angetrautes Eheweib, bereits ein Vierteljahrhundert lang mit ihm durch dick und dünn gegangen, 13 Jahre davon allein als Pioniersfrau hier in der neugegründeten Ortschaft Joinville, in der Kolonie, die den Namen der brasilianischen Prinzessin Dona Francisca trägt...

“Jakob”, hebt sie daher mit möglichst beherrschter Stimme an, “s schloht birits finfi!” Und dann, ermunternd zur Tochter gewandt: “Gäll Cornelia, jetzt ziehst du dich um und gehst mit Henriette zum Hafen. Sie wird gleich da sein.”

“O Mutter – zwingt mich nicht dazu! Ich...ich... ich kann nicht, ich...” Ein Jammer, wie das junge Ding da auf dem Küchenschemel neben dem Backsteinherd kauert und unablässig und verzweifelt in die hübsch bestickte Schürze schluchzt. “Bitte, lasst mich daheim, bitte, ich... ich... kann doch nicht...”

“Jää... y mecht wisse, warum nid...”

Immerhin um mehrere Grad gelassener klingt es, wie der Kaffeejakob das so sagt – vielleicht nur deshalb, weil er dabei langsam mit gekrümmtem Zeigefinger über Knebelbart und Lippen streicht, vielleicht auch, weil er plötzlich wieder an jenen Sonntagabend denkt, als er im Wirtshaus Ravache in gemütlichem Zusammensein mit Freunden sass, so wie es eben hin und wieder geschieht. Es ist nicht eigentlich ein Stammtisch, man kommt zwanglos zusammen, politisiert und kritisiert und debattiert bei einem Glas Bier, man tauscht Meinungen und Erfahrungen aus, man teilt Sorgen und Befürchtungen miteinander und hilft, wo zu helfen ist, weil man in jedem Fall weiss, wo des anderen Schuh am meisten drückt...

Der Huber-Wastl war es der den Stein ins Rollen brachte:

“Na, wia ischt dös jetzt, Jakob, derf ma Eahna bald gratulieren?”

“Kradeliern?”, fragte der Sattler Albricht, aus Dresden, erstaunt.

“Jo freili, z’ a Tochtermann...”

“Ei werglich? Gann mer ze än Schwiegersohn kradelieren?”

“Jau”, meldete sich nun der pommersche Drechsler Hauke zu Wort, “dat hett mi mien Fru auch vertellt, dat die Jungfer Cornelia en richtigen Anbeter hett, keen dumm Gröönsnabel, hett sei seggt, sünnern en bannig wackern, flitigen und globensvullen Koopmann...”

“I – nu sehn Se mal an – à la bonne heure!” staunte der märkische Seiler Laubig.

“Ei, meine Herren”, – der jetzt sprach, ein bisschen überlegen – distanziert wie immer, war der Apotheker Straubel, aus Bremen, “darf ich fragen, von wem hier die Rede ist? Wohl gar von dem jungen Herrn Wegling, dem Kaufmann, der seit kurzer Zeit in unseren Mauern weilt?”

“Jau, derselwige. Dat is en Fründ von –“

“A festa Bursch is er. A verteixelter Kerl. Der macht sei Sach!”

“Ei freilich än verdeiwelder Gerl”.

“Meiner Treu, Herr Reichels, das heiss’ ich Glück! Ein Schwiegersohn, um den manch einer Sie beneiden wird! Ein trefflicher, liebenswürdiger Charakter, mit den vorzüglichsten Gaben des Verstandes ausgestattet, dazu aus bester Familie – man sagt sogar, mütterlicherseits aus uraltem Adel – und wie man hört, trägt sich der Herr

Wegling mit der Absicht, sich hier in Joinville dem Matehandel zu widmen – ein Unternehmen, das bestimmt die besten Früchte tragen wird, da nun bereits die Verbindung über die Serra mit dem Hochland hergestellt wurde und sonach ein reger Matetransport gewährleistet ist. Alles in allem – ich besitze nicht die Anmassung, mich zu den Weissagern zu zählen, doch erkuhne ich mich hier, dem Brautpaar eine ungetrübte, glückliche Zukunft vorauszusagen und...”

Wortlos hatte der Kaffeejakob bis hierher zugehört. Jetzt aber schob er plötzlich das halbgeleerte Bierglas von sich, warf ein paar Kupfervintens auf den Tisch, stand auf und ging geradewegs zur Tür hinaus. “Ebeseweg – dere Gespässli nahmi nid an – adjes...”

“Um Gottes – Himmelswuin, was hob I ogfanga! Jakob, trag ’S mer doch nix nach! Net dos ma nu in Feindschaft oder goar... oder goar...”

Vielleicht ist es falsch gewesen – dachte er auf dem Nachhauseweg durch die stockfinsternen Strassen der Ortschaft. Vielleicht hätte man damals doch draussen bleiben sollen auf dem Land an der Guiguerstrasse. Vielleicht hätte man durchhalten sollen. Und auf den Rat der Freunde hören: “... Der Boden in Dona Francisca taugt nicht für Kaffee, Herr Reichels!” – Warum, um Gottes willen, verschdeifen Sie dich auf Gaffee?” – “Besinnt Euch, Nachbar, pflanzt Zuckerrohr, Bataten, Tabak und Reis...”

Aber der Herr Guiguer hatte soviel Hoffnung auf Kaffee gesetzt! Er hatte sich sogar erboten, jährlich 300 Ableger an jeden Kolonisten zu liefern, der es wünschte – und der Herr Guiguer musste es schliesslich wissen, er hatte doch eine so prachtvolle Kaffeeplantage in der Umgebung von Rio de Janeiro gahabt...

Wenn nur der Anfang nicht so schwer, so verteufelt schwer gewesen wäre! Besonders für Marie Luise. Alles – die tausenderlei ungekannten und ungeahnten Plagen – Sandflöhe, Moskitos, Baratten – und die so langwierigen, zermürenden Akklimatisationsleiden und die niemals abreisende Feldarbeit in der unerträglichen Tropenglut, und die ständige Angst vor Indianerüberfällen, und das Heimweh –

Heimweh...

Und doch war erst während der Typhusepidemie dann eigentlich die Reue hinzugekommen. Reue, Selbstvorwürfe, Verzweiflung – und der unbezähmbare Wunsch, alles hinzuwerfen und mit den letzten verbliebenen Milréis die Rückkehr nach Europa anzutreten. Erst an jenem Sonntagmorgen als Marieli, das Nesthäkchen mit den goldenen Härchen und den Veilchenaugen, reglos im kleinen, rohgezimmerten Sarg gebettet lag...

Marieli...

Und Andres...

Ein kräftiger, braungebrannter Bub war er, der Zwölfjährige, der sich stolz die rechte Hand seines Vaters nannte. Und er strahlte vor Lebenslust und er schlug dabei in den knorrigen Stamm, dass es splitterte und krachte unter seiner Axt – und dann sprang er plötzlich zurück und stammelte: “Eine Schlange... eine Jararaca... hat mich... mich gebissen... hier... ins Bein...”

Auch das hat Marie Luise zu ertragen vermocht. War es allein ihr Glaube, ihr unerschütterlicher Glaube, aus dem sie immer und immer wieder Kraft zu schöpfen [schöpfen] verstand? Auch dann, als sie sich ganz allein im Wald verirrt und man sie erst nach zwei Tagen, erschöpft bis zum Äussersten, wiederfand? Auch dann, als das Riesengezweig der uralten Araribá ihr beim Fällen fast den Brustkorb zerschmetterte, während er selbst, im Sumpffieber glühend, sich hilflos auf dem Lager wälzte?

Es war, als ob sie im Laufe der Jahre innerlich wuchs, täglich, stündlich wuchs, über Schmerz und Sorge und Schaffen hinaus, als ob es nichts mehr gäbe, an dem sie zerbrechen könnte – nichts.

Auch das Heimweh nicht.

Ja – draussen auf dem Lande wäre allerdings alles anders verlaufen. Cornelia hätte dort nie den Herrn Wegling kennen gelernt. Und auch der Heiri wäre nie mit solch “fortschrittlichen” Anschauungen nach Hause gekommen, wie es in letzter Zeit öfter geschieht. Ein Hitzkopf, der Heiri. Er glühte förmlich vor Begeisterung, als er an jenem Morgen, Mitte Februar, ins Haus stürmte, in der Rechten einen Bogen, eine Abschrift der letzter Bekanntmachung des Delegados, Dr. Haltenhoff.

“Vater! Der Kaiser ruft uns auf! Es ist meine Pflicht, meiner zweiten Heimat gegenüber, als Freiwilliger in den Krieg gegen Paraguay zu ziehen! Hört, was Dr. Haltenhoff sagt. Und dann las er mit seiner klaren, festen Stimme vor:

“Die Deutschen in Porto Alegre sind im Begriff, eine Wehrmannschaft zu bilden, um gegen mögliche Gefahren gerüstet zu sein. Leider gibt es unter ihnen auch Feiglinge, die es für besser erachten, einem etwa eindringenden Feinde anstatt mit der Waffe, mit der Friedenspfeife entgegen zu gehen und um Schonung ihres teuren deutschen Guts und Bluts zu bitten – – – Philister über sie!”

Gewiss – nachdem sich Brasilien nun im Kriegszustand im Paraguay befand, war die Mobilisation und die Zwangsrekrutierung der waffenfähigen Brasilianer und schliesslich auch die Bildung von Freiwilligenkorps zur Verteidigung des Kaiserreiches unerlässlich geworden...

Wenn es nur nicht so entsetzlich bitter wäre...

Aufregende Tage, Wochen und Monate folgen für die sonst so friedlich schaffende Kolonie. Die aus der Provinzhauptstadt Desterro<sup>1)</sup> eintreffenden Nachrichten über die sich dort versammelnden Truppenverbände waren keineswegs dazu angetan, einerseits die Gemüter zu beruhigen und andererseits die waffenfähigen Männer für den Kriegsdienst zu begeistern. Es hiess, dass infolge der überaus schlechten Verpflegung bereits zahlreiche Soldaten erkrankt waren und die Sterblichkeit unter ihnen beängstigend stieg, weil es in den Hospitälern an Ärzten und Medikamenten mangelte. Die “Kolonie-Zeitung” wusste zu berichten, dass eine Gruppe Freiwilliger gefesselt von Lajes nach Desterro transportiert worden war. Die unglaublichsten Gerüchte durchschwirrten die Kolonie und niemanden nahm schliesslich mehr die grosse Anzahl der Deserteure in der Hauptstadt wunder.

Und gerade in diese Zeit hinein platzte die Sache mit Herrn Wegling. Schon am ersten Abend in der “Harmonie”, als er in der Gesellschaft Joinvilles debütierte, machte er Cornelia in einer Weise den Hof, dass sämtliche Klatschbasen der Kolonie vor Wonne jubilierten.

Cornelia und dieser Grosstadtkavalier – konnte das gutgehen? Wohl zum tausendsten Male stellte er sich diese Frage, als er, vom Wirtshaus Ravache kommend, an jenem Abend durch die dunklen Strassen nach Hause ging.

Und noch oft, noch sehr oft, hat er sich später, im Laufe der folgenden Wochen, die gleiche bange Frage gestellt...

Doch dann kam jener Septembernachmittag, an welchem der Aufruf des Alferes<sup>2)</sup> Hoffmann weit sichtbar am Tor der katholischen Kirche hing:

---

<sup>1)</sup> Heute Florianópolis

<sup>2)</sup> Unterleutnant

“Deutsche Männer und Jünglinge der Kolonie!

Seine Exz. der Präsident der Provinz Santa Catarina genehmigte unterm 16. ds. Mts. die Organisation eines deutschen Kontingents Freiwilliger, unter Führung von deutschen Offizieren, und erklärte, dass aus ihnen ein rein deutsches Bataillon gebildet würde.

Das hier zu bildende Kontingent wird als Jägerkorps betrachtet und erhält, ausser Bekleidung, Equipierung und Waffen à Minié<sup>3)</sup>. Es geniesst alle Vorteile, welche durch das kaiserliche Dekret vom 7. Januar allen Freiwilligen gewährleistet sind – 1. dass sie ausser dem täglichen Solde bei ihrer Entlassung eine Gratifikation von 300 Milrés und 22.500 Quadratbrassen (45 Morgen) Land erhalten; 2. dass ihre Entlassung sogleich nach erklärtem Frieden erfolgen soll; 3. dass, die Familien derjenigen, welche fallen, Anspruch auf Pension oder Halbsold haben und diejenigen, welche invalid geworden, Zeit ihres Lebens den doppelten Sold des Freiwilligen erhalten sollen.

Das Kommando sowie der innere Dienst wird in deutscher Sprache vollzogen. Der Sold nebst Zulage beträgt pro Tag 808 Réis. Der Unterzeichnete fordert alle Männer der Kolonie im Alter von 18 bis 50 Jahren auf, sich bei ihm zu melden. Diejenigen aber, welche nicht geneigt sind, diesem Waffenrufe zu folgen, mögen denen, die zu den Waffen eilen, den Schritt durch Abraten nicht schwer machen noch verleiden, sondern vielmehr nach nach Kräften dazu behilflich sein, denn es gilt der gemeinsamen Sache des Landes, die auch ihre Sache ist, und von welcher kein Ehrenmann unter nichtigem Vorwande sich abwendet.

Kolonie Dona Francisca, 23. September 1865.

Wilhelm Hoffmann.

Herr Wegling stand inmitten einer Männergruppe davor, als der Heiri hinzutrat.

“Werden Sie sich melden?”, fragte er den Heiri.

“Ja – gewiss, es ist meine Pflicht, meiner Wahlheimat gegenüber.”

“Pflicht... gewiss...”

“Denken Sie etwa anders darüber?”

“Verzeihung, mein Freund, ich möchte Sie in keiner Weise beeinflussen, doch bin ich um rund 10 Jahre älter als Sie...”

“Ah – Sie meinen also...”

“Pflicht – so meine ich, ist Selbsthingabe an etwas – Menschen oder Dinge – die aus irgend einem Grund Anspruch auf diese Hingabe erheben können.”

“Herr Wegling! Verstehe ich Sie recht? Brasilien hätte also Ihrer Meinung nach nicht den Anspruch auf unsere Dienste und unsere Hilfe? Denken Sie so?”

“O mein Freund, bitte, missverstehen Sie mich nicht. Nur meine ich, es gibt unzählige Möglichkeiten der Pflichterfüllung – auch in diesem Fall. Jeder Pionier – wo er auch stehen mag – Ihre Frau Mutter, Ihr Herr Vater, Sie selbst, Herr Heiri, jeder Einwanderer, ob hier oder in Blumenau oder in Rio Grande do Sul, jeder, der im Schweisse seines Angesichtes den Boden bebaut oder in Fabriken arbeitet oder sich sonstwie in redlicher Weise betätigt, erfüllt bestimmt, ganz bestimmt seine Pflicht, durch seine Hingabe, denn er schafft an der Grösse, am Fortschritt des Landes, das ihn aufnahm, das ihm zur zweiten Heimat wurde, und das dadurch – allein schon dadurch – einen Anspruch erheben kann auf seine Dienste und seine Loyalität.“

---

<sup>3)</sup> Nach dem französischen Kommandeur Minié Gewehr.

“Was wollen Sie damit sagen?”

“Sie sind der einzige Sohn Ihrer Eltern, der einzige männliche Erbe, nachdem Sie den Verlust eines Bruders, kurz nach dem Hinscheiden eines Schwesterchens, zu beklagen hatten. Sie sind die rechte Hand Ihres Vaters im Betrieb, Sie werden diesen Betrieb eines Tages übernehmen, ihn ausbauen und ihn Ihren Kindern einmal hinterlassen. Sie besitzen eine vorzeitig gealterte Mutter sowie eine Schwester, die beide unter Umständen Ihres Schutzes bedürfen könnten. Herr Heiri, Sie werden mir beistimmen – es gibt viele Möglichkeiten seinen Pflichten nachzukommen...”

“Sie selbst, Herr Wegling, werden sich also nicht stellen?”

“Oh – bei mir liegt der Fall ganz anders. Ich besitze leider keine Angehörigen in Brasilien. Mein alter Vater lebt wohlbehütet im Hause meiner jüngsten Schwester in Hamburg...”

“Also werden Sie dem Aufruf Folge leisten?”

“Veilleicht – denn obwohl ich erst kurze Zeit in Brasilien bin, habe ich das Land und seine Bewohner bereits so lieb gewonnen, dass ich mit Fug und Recht das Kaiserreich als meine zweite Heimat betrachte. Ob ich mich nun allerdings zum Kriegsdienst melden werde... nun, das hängt von verschiedenen Umständen ab... von Fragen, deren Lösung in den allernächsten Tagen erfolgen muss.”

Seit dieser Stunde war der Heiri wie ausgewechselt. Doch brauchte er immerhin doch 14 Tage, bevor er vor seine Eltern trat:

“Es soll niemand glauben, dass ich mich aus Feigheit jetzt zurückziehen will! Aber ich möchte nicht mehr in den Krieg ziehen, wenn ihr, mein Vater und meine Mutter, so damit einverstanden seid.”

Und dann – erst dann – erzählte er von dem Gespräch vor der Kirche und sprach die Vermutung aus, dass Herr Wegling sich wohl melden würde.

Cornelia wurde dabei abwechselnd blass und rot. Tagelang lief die dann mit verweinten Augen umher, wollte nicht essen, nicht trinken, nicht sprechen – bis zum Mittwochmorgen, vor vier Tagen, als Herr Wegling überraschend in der Werkstatt erschien und in aller Form um eine Unterredung bat:

“... und ich wäre übergücklich, Herr Reichels, wenn Sie mich gütigst am nächsten Sonntag empfangen könnten – vielleicht um 10 Uhr vormittags, falls es Ihnen und Ihrer hochverehrten Gemahlin um diese Uhrzeit passt...”

Und eine knappe Stunde spatter wusste es die ganze Kolonie, dass Fräulein Cornelia Reichels sich am nächsten Sonntag mit Herrn Gustav Wegling verloben würde...

“Am nächsten Sonntag – also heut!”, donnert der Kaffeejakob über den Küchentisch hinweg. “Und wer nicht erscheint – nicht um 10 und nicht um 12 und bis jetzt am Abend noch nicht, das ist dieser... dieser saubere Kavalier! Und wenn der Heiri nicht heut mittag losgegangen wär, dann wüssten wir’s um diese Zeit noch nicht mal, dass dies hinterlistige Subjekt sich heut als Freiwilliger gemeldet hat und sich nachher einschiffen wird mit unseren tapferen Voluntários! Pfui! Dieser pflichtvergessene Hallunke, Schulter an Schulter mit unsere[n] braven Soldaten! Nur gut, dass der Heiri gleich den Erni getroffen hat heut mittag, und dass der Erni die Schurkerei von Frau Reuter erfahren hatte! Und dass die Henriette auch gleich geeilt kam, nachdem sie’s von Frau Meyer gehört hatte! Sonst hätten mer’s am End nicht geglaubt! Ein feiner Freier! Aber er wird mich Rede stehen. Das wird er!”

Und dann macht der Kaffeejakob plötzlich kehrt, begibt sich in den Schlafraum nebenan, kramt im Kleiderschrank und erscheint dann wieder, die Rechte in der Hosentasche.

“Jää – das werdr sy Läbtig nümmer vergässe! Hindedry wär ne kei Schoggalade a d’ Zäh chläbe! Chönt’s globe!”

“Isch dir das Ernst oder G’spass?“, fragt Frau Marie Luise.

“Bym Eichli Drü” – nichts als diesen Schwur in drei Worte gefasst, und schon ist er zur Küchentür hinaus, noch ehe Cornelia, entsetzt über diesen feierlichen Schwur bei der deutschen Spielkarte, “bei der Eichel-Drei”, aufgesprungen ist, um den Vater zurückzuhalten.

“Vater! Vater!”

“Beruhige dich, Cornelia, alles wird gut werden, du wirst sehen.”

“Cornelia!“, ruft in diesem Augenblick eine helle Mädchenstimme draussen vor der offenen Luke, und schon im nächsten Augenblick kommt Henriette, die junge Dresdnerin, lachend hereingewirbelt.

“Ei scheen guden Awend, Frau Reichels! Ei, Cornelia, bischde noch nicht angezogen! Unn wie siehschde denn aus? Zum ferchden! Als häddste än Puga aim Danscherinenboom gesähn!”

“Behüte Gott, Henriette!“, schreit Frau Marie Luise beschwörend, “Malen Sie doch nicht die Buger an die Wand! Ich krieg eine Gänsehaut, wenn ich nur den Namen hör!”

“O Henriette – ich Unglückliche! Vater wird ihn erschiesen! Er hat bestimmt den Revolver eingesteckt!”

“Cornelia – beim Kreuz des Erlösers! Das tät der Vater nie!”

“Haldungh, Cornelia! Haldungh – schbricht mei Babba immer. Duh jezd so, als ob de es gar nich bedauern dähddest, dass dr Dreilose in den Griech ziehd. Soll er sich doch dodschiessen lassen in Barraguai!”

“Ich möcht daheim bleiben, ich... ich will ihn nicht mehr...”

“Du wirst sehen, es geht leichter als du glaubst. Henriette hat recht: Haltung musst du jetzt wahren. Niemand darf was merken. Mach ein fröhliches Gesicht, zieh dich um und dann geht ihr zusammen zum Hafen. Ich komm mit Frau Meyer nach.”

“Mer missen uns schbuden, Gornelia, ich muss noch die Frau Hauge holen, die soll mei Mudder ihre Rose beschbrechen.[?]”

Mit kräftigem Ruck schubst Henriette die Freundin vor sich her, die schmale, halsbrecherische Treppe zur Bodenkammer hinauf.

“Weessde, Gornelia, ich gomm grad von dr Alwine. Ihre Gusine, die Berdha, is doch aus Wien gegomm. Die machd än Geschwafle! Die duhd in zwee Dagen ooch mehr räden als in achdnverzch Schtunden. Ei, hier haschde ja Wasser im Grug. Nuduh dr erscht mal s Kesicht richtg waschen. Unn schdell dr vor: die Berdha meend, de Grinoline werd iwerhaupt gans aus dr Mode gomm! Was fer än Gleid werschde anzieh’n? Das rode? Das schdeht dr besonnensch gud. Haschde dich abgedroggned? Gomm, ich helf dl gleich in de Grinoline. Die Berdha meend, in Baris duhn schon viele Damen ohne Grinoline rumloofn. Uff dr Schdrasse! Dähddest du sonndags ohn Grinoline rumloofn? Womeeglich gar in dr Gärche? So – nu rasch das Gleid. Wo haschde dei Schdrimbfe? Ward, ich gnebf dr s Gleid erscht zu. De Alwine meend, so änn verriggde Mode dähd se nich midmachen, awr de Berdha meend, na Godd sei Dangh, nu gomm mer ändlich widr naus aus dem Schdahlgafch. De Gaiserin Eugenie had uns vor zähn Jahren reingeschdeggt in de Grinoline. So muss se uns ooch wiedr rausholen. So –

haschde dei Schdrimbfe an? Weessde, Gornelia, dei Schuhe sind awr nich gans saubr. Na, mid so än Bärschenschrich werds schon gehn. Awr ich gloowe, das schdimmt nich – die Berdha die duhd ähn werglich schwindlich räden. Gann ma sich den än dezendes Gleid anzieh'n ohne Grinoline? Weessde, die Berdha, die muss iwerhaupt erscht richtig Deutsch lernen bei uns in Dona Francisca. Ich gloowe, die gommt ooch gar nicht aus Wien...”

“Mein Gott, Henriette, ich bin das unglücklichste Wesen der Welt! Alle werden mich anstarren und schadenfroh dabei grinsen und... und...”

“Nu haschde dersch Kesicht so scheen gewaschen unn nu heilste schon wiedr. Haldungh werschde wahren. Haschde dei Bombadur? So gomm.”

Es dunkelt bereits, als die beiden Freundinnen zu Frau Hauke kommen. Zum Glück ist sie noch anzutreffen und auch gern bereit, das Besprechen schnell vorzunehmen, ehe sie mit Mann und Kindern zum Hafen geht.

“Ei, Frau Albricht, gauden Awend!” begrüsst sie die Kranke, die ihr darauf mit ungeduldigen Bewegungen entgegenruft:

“Guden Awend, Frau Hauge! Goddlob, dass Sie ändlich da sind. Liewe Frau Hauge, wenn Se mer mei Rose auskuriern, dann gäww ech Ähnen die rode Hänne mid äh'n verzähn Gigg'n.”

“Laten S' gaud sein, laten S' gaud sein”, wehrt Mutter Hauke ab. Und dann schlägt sie auch schon drei Kreuzzeichen über dem erkrankten Bein und konzentriert sich zur Besprechung:

“Herut, du vieten, spliten Dink,  
Du van de See, du wedde Brüg!  
Do schast du in steken, do schist du in äten,  
Do schast du in rollen, so schast du in kollen,  
Dat schast du dohn, dat most du dohn.  
Herut schalst du, herut möst du,  
Du quälest sei, ik banne dir!”

Und schliesslich ist auch das vorbei. Die Freundinnen stehen jetzt vor der Haustür und spähen die schlecht beleuchtete Strasse hinauf, unschlüssig darüber, ob sie sich sofort zum Abfahrtsplatz begeben oder hier den Vorbeimarsch abwarten sollen.

Noch kündigt nichts das Herannahen der Freiwilligen an. Noch sind die 23 Männer im Gasthaus Ravache zu einem gemeinsamen Abschiedsessen vereint. Es ist vorgesehen, dass ihnen dortselbst die Fahne in feierlicher Weise durch den Koloniedirektor Niemeyer überreicht wird, und anschliessend daran der Aufbruch zum Hafen erfolgt. In den Strassen jedoch, die zum Abfahrtsplatz führen, herrscht seit den frühen Abendstunden bereits ein solcher Betrieb, dass man meinen könnte, die Bevölkerung der Kolonie und ihrer fernsten Umgebung sei jetzt hier samt und sonders zum ehrenden Abschiedsgeleit der “Voluntários” auf den Beinen.

“Henriette!”, schreit Cornelia plötzlich auf, “hörst du die Musik? Sie kommen schon! Ich versteck mich!”

“Kemach, kemach, Cornelia! Unn heil nich eegal! Awr ich gloowe, es schdimmt. Also rasch zem Hafen!”

Wirklich kommt jetzt der Zug, im feierlich-phantastischen Schein unzähliger Fackeln die Prinzenstrasse entlang, angeführt von der Kapelle, die durch feurige Marschmusik sämtliche Teilnehmer begeistert und zum Gleichschritt zwingt: die Turnerschaft des 1858 gegründeten Turnvereins; die Sängerschar des gleichfalls seit sieben Jahren bestehenden Sängerbundes – beide mit prächtiger Vereinsfahne; dann die



23 Freiwilligen in schmucker Uniform, korrekt, diszipliniert, entschlossen in Ausdruck und Bewegung; und schliesslich eine ständig anwachsende Menge, die am Gefolge der “Voluntários” zum Hafen marschiert.

Die beiden Mädchen sind bereits am Ziel, noch ehe der Zug den Platz erreicht.

“Da ist der Vater ja – neben Mutter!” ruft Cornelia freudig überrascht. “Mein Gott – dann hat er ihn vielleicht doch nicht mehr getroffen und ihm nichts...”

Der grosse Platz – feierlich mit Palmen und bunten Lampions geschmückt – kann jetzt kaum die Menge fassen. Familie Reichels und Henriette werden im Trubel beiseite gedrängt, bis an die Wand des Geschäftshauses der Firma Ulrichsen. Immerhin haben die beiden Mädchen dadurch das unerhörte Glück, auf einige gestapelte Kisten zu gelangen, so dass sie nun aus dieser Perspektive den ganzen Platz übersehen können.

“Hoch unsere Voluntários!”

“Hoooh! Vivat! Hoooh...!”

“Der Kaiser lebe hoch!”

“Hoooh...! Vivooohhh...!”

Die Hochrufe reissen jetzt nicht mehr ab. Nicht einmal während der Rede des Koloniedirektors, da die im Hintergrund stehende Menge überhaupt keine Kenntnis von seiner Ansprache nehmen kann. Auch Pfarrer Boegershausen, der seit 1857 in der Kolonie amtierende und allseits hochverehrte katholische Seelsorger, spricht ergreifende Worte. Dann folgt die Dankesrede des Alferes Hoffmann, der den Trupp nun bis zur Hauptstadt Destêro führen wird, wo der Zusammenschluss mit den Freiwilligen aus Blumenau und anderen Ortschaften erfolgen soll. Die Kapelle spielt in ihrer flotten Art die Hymne des Kaiserreiches. Der Chor des Sängerbundes bringt einige Lieder. Dann bietet der Kaufmann Ulrichsen den Scheidenden einen Trank. Und dann kommt der Abschied...

Cornelia steht mit klopfendem Herzen dicht an die Freundin gedrängt. Noch immer hat sie den Treulosen nicht unter den Uniformen drüben am Ufersteg entdecken können.

Neben Cornelia steht der Bananenmüller und schreit immer und immer wieder mit Vehemenz und Begeisterung in Cornelias Ohr:

“Hoch der Keiser! Hoch Dona Francisca! Hoch unser Bataillon!”

Die Freiwilligen besteigen jetzt das Boot, das sie, bei ablaufender Flut, den Cachoeirafluss hinuntertragen wird bis zu der Ortschaft Araquari, wo dann der Fussmarsch nach Destêro beginnen soll.

“Weess Gnebbchen”, gesteht auch Henriette, “ich gugg nur eegal unn gann en eenfach nich endeggen, weil merschdendeels – Gornelia! Gornelia! Da driwen! Da driwen! Gugg!”

“Grosser Gott!” Fast hatte Cornelia aufgeschrien. Jawohl – da drüben steht er nicht in Uniform und nicht zwischen den Friewilligen am Steg, sondern an der entgegengesetzten Seite des Platzes im Gedränge. Auch er hat anscheinend die Mädchen bereits gesehen, denn er ist eifrig bemüht, sich einem Durchgang zu erkämpfen, was ihm allerdings im Augenblick schwerlich gelingen wird.

“Hoch der Keiser!”

“Hoch! Hoch! Vivooohhh...!”

“Kaiser, König – Quatsch!”, schnarrt der Fuhrmann Schmidt, neben dem Bananenmüller, “wenn Ihr Anno 48 in Berlin uff die Barrikaden gestiegen wart, wie ick...”

“Ruhe! Bringt die Anarchisten weg!”

“Wie die Fliegen sind es 48 hinjemaht von ’s Militär...”

“Nieder mit die Anarchisten!”

“Jawohl – lass Marx und Liebknecht mal hier ’n bisschen Ordnung machen!”

“Hoch der Kaiser Dom Pedro!”

“Jeder Kolonist kriegt dann ’n Dutzend Sklaven – das ist Sozialismus...”

“Hoch die Monarchie! Hoch Dona Francisca! Hoch Dom Pedro! Hoch Brasilien!”

Wieder ist es der Bananenmüller, der seiner Begeisterung, mit noch grösserer Lautstärke als vorhin, neben Cornelias Hörorgan Ausdruck verleiht. Cornelia jedoch beachtet es kaum. Sie verfolgt mit glänzenden Augen die Bemühungen des so heiss Geliebten im Gedränge, bis er dann endlich, endlich, ganz dicht ihrem Vater gegenübersteht. Er macht eine Verbeugung, beengt und etwas linkisch, und hebt zur Begrüssung an:

“Guten Abend, meine Damen! Guten Abend, Herr Reichels!”

Sprachlos hat der Kaffeejakob ihn sekundenlang angestarrt. “Sie?...Sie?... Herr! Sie haben die Stirn, vor mein Angesicht zu treten...”

“Herr Reichels, bitte, hören Sie mich an!”

“Wie erklären Sie Ihr Benehmen – ?”

“Bitte, Herr Reichels – Sie sehen mich äusserst deprimiert über den unqualifizierbaren Vorfall, für den ich Sie sowie Ihre hochverehrte Gattin untertänigst um Vergebung bitte.”

“Da bin ich wirklich begierig zu erfahren, was Sie zu Ihrer Entschuldigung zu sagen haben...”

“Vor einer halben Stunde erst habe ich erfahren, dass der Bote, den ich heute Vormittag zu Ihnen sandte, um mein Nichterscheinen bei Ihnen zu entschuldigen, einfach vergessen hat, meinen Auftrag auszuführen. Gestatten Sie mir daher, in kurzen Worten zu schildern, warum ich in letzter Minute verhindert wurde, bei Ihnen zu erscheinen. Als ich nämlich gerade aus dem Hause gehen wollte, bot sich mir auf der Strasse ein furchtbares Bild. Der grosse Hund des Schusters Lederer jagte vorbei, geradewegs zu auf einige Kinder, die vor dem Hause ihrer Eltern im Spiel versunken waren. Tollwütig wie er war, biss er die kleine Gerda vom Tischler Holzge und jagte weiter die Strasse entlang, wobei er noch zwei oder drei kleinere Hunde anfiel. So kehrte ich auf der Stelle um, holte meinen Revolver, nicht ohne vorher meine Wirtin, die Frau Reuter, in kurzen Worten von dem Vorfall in Kenntnis zu setzen und machte mich mit einigen anderen Männern auf die Verfolgung des tollwütigen Hundes, doch gelang es uns erst nach einer reichlichen Stunde, das Tier zu erlegen, da wir es immer wieder in der Bananenpflanzung des Herrn Müller aus den Augen verloren. Als ich dann endlich wieder in mein Zimmer zurückkehrte, konnte ich mich unmöglich in dem Aufzug, in welchem ich mich nach der Tour befand, zu Ihnen begeben, und so war es eine Beruhigung für mich, dass ich gleich zu Anfang der Jagd den Frieder Meyer beauftragt hatte, Ihnen, Herr Reichels, den Vorfall zu berichten und mich bei Ihnen zu entschuldigen. O hätte ich ahnen können, dass der Bursche so wenig Verantwortungsbewusstsein besitzt! Nie werde ich mir das verzeihen! Sie sehen mich untröstlich, Herr Reichels. Hochverehrte Frau Reichels – darf ich auf gütige Vergebung hoffen?”

“So...so war das also. Jää, Herr Wegling, dann...”

Der Heiri kommt dazwischengestürzt. Er ist atemlos und aufgeregt. “Vater! Sie sind schon alle im Boot! Und – ah, Sie, Herr Wegling? Sie hier?... Ich dachte... wir

dachten...wir hatten gehört, dass Sie sich heute... dass Sie sich... das heist, der Erni Müller hatte es von Frau Reuter gehört, und der Franz Schmidt von seine Mutter, wo eine Freundin von Frau Reuter ist...”

“Bitte, was hatten Sie über mich gehört?”

“Jää...das... das heisst, nix von Bedeutung, Herr Wegling – gäll, Marie?”

Frau Marie Luise nickt eifrig und kommt ihm zu Hilfe: “N-nein – wirklich nichts vom Bedeutung, Herr Weling. Frau Reuter spricht eben Plattdeutsch, und da hat der Erni ganz was anderes verstanden, als sie erzählt hat, dass Sie bewaffnet in den Kampf gegen den tollen Hund gezogen sind, gäll? Aber das war ja ein schreckliches Erlebnis! Die arme kleine Gerda!”

“Mutter!” sagt der Heiri ungeduldig. “Das Boot fährt gleich los. Ich muss mich nochmal von Carl und von Adolph verabschieden! Geht ihr nicht rüber ans Ufer?”

“Doch, doch – natürlich. Lauf du nur zu!”

Und während sie sich nun durch die hier schon verebbende Menge hinüberschlängeln zum Steg, wo sich alles nach Möglicheite dicht um das Boot zusammenknäuel, da ergibt es sich eben – rein zufällig – dass Gustav Wegling an Cornelias Seite gerät, und es ist im Gedränge einfach nicht zu vermeiden, dass sich ihre Hände berühren, immer wieder berühren... und endlich ganz fest ineinanderschmiegen...

“Vater – sie fahren jetzt los!” Heiri drängt sich noch weiter vor, gestikuliert dabei in der Luft und schreit, erregt bis zum Äussersten: “Carl! Auf Wiedersehn! Adolph! Auf Wiedersehn! Adieu! Adieu! Adieu...!”

Tatsächlich stösst das Boot jetzt ab. Taschentücher flattern im Winde. Zurufe, hinüber, herüber – Ermahnungen, Versprechungen, Trostworte, von verhaltenem Schluchzen überdeckt. Die 23 Männer stehen aufrecht im Boot, ihre Augen glänzen im Widerschein der Fackeln und der Lampions. Jetzt setzt die Musik zum Abschiedsgruss ein. Und schon beim ersten Takt werden einzelne Begleitstimmen laut, dann verstärkt sich der Chor, die Männer, denen der Abschiedsgruss gilt, stimmen ein, und während das Fahrzeug bei ablaufender Flut langsam den Fluss hinuntergleitet, schallt es aus hunderten von Männer-, Frauen- und Kinderkehlen über das gurgelnde Wasser und den feierlich erhellten Platz:

“Muss i denn, muss I den zum Städele naus, Städele naus.

Und du, mein Schatz, bleibst hier!

Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiederum komm, wiederum komm,

Kehr i ein, mein Schatz bei dir!

Kann i gleich nit allweil bei dir sein,

Hab i doch mei Freid an dir!

Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiederum komm, wiederum komm,

Kehr i ein, mein Schatz, bei dir...”

Fonte: *Serra – Post Kalender*, Ijuí, 1971, p.169 -187

Texto transcrito por Maria Angélica B. Giuliassa

Revisão de Valburga Huber

Literatura Brasileira de Expressão Alemã  
PROJETO DE PESQUISA COLETIVA  
[www.martiusstaden.org.br/Rellibra.aspx](http://www.martiusstaden.org.br/Rellibra.aspx)